Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 7 (1966)

Heft: 5

Artikel: "Wie erreicht man Parteilichkeit"

Autor: Läsker, Lothar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1077162

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Wie erreicht man Parteilichkeit»

Lothar Läsker «Aus Forum», Ostberlin

«Der Student ist fertig mit dem Marxismus und sucht neue Wege», versichert der Verfasser in seinem Diskussionsbeitrag, der im Organ des Zentralrates der FDJ (Freie Deutsche Jugend) veröffentlicht worden ist (Nr. 3/1966). Die Ausführungen scheinen uns ein bezeichnendes Indiz dafür darzustellen, wieweit der verhärtete Kurs in der Kulturpolitik tatsächlich wenigstens unter anderem eine Reaktion auf das wachsende geistige Unabhängigkeitsbedürfnis der neuen Generation ist. Dr. Lothar Läsker ist ehrenamtlich Parteisekretär bei den Chemikern der Ostberliner Humbold-Universität. Seinen Artikel veröffentlichen wir im Auszug.

Wie bedeutsam ein tiefes Verständnis des Marxismus-Leninismus als Weltanschauung der Arbeiterklasse zur Fundierung unserer Arbeit ist, wird gegenwärtig noch von zu wenigen Genossen begriffen. Das ungenügende Verständnis des Marxismus-Leninismus wird im Plenum ja immer wieder als Ursache für die kritikwürdigen Erscheinungen genannt. Wir haben in der letzten Zeit beobachten können, dass einige Studenten ein ausgeprägtes, sozusagen spontanes Bedürfnis nach Weltanschauung und politischem Standpunkt haben. Es ist damit gemeint, dass ihre diesbezüglichen Interessen Seitenwege gehen, von allen möglichen Abwegen angezogen werden — weil sie durch das gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium nicht ausgelastet sind und wir es nicht verstehen, produktiv genug und mit dem nötigen Niveau auf diese Interessen zu reagieren. Autodidakten auf dem Gebiet der Weltanschauung und Philosophie finden äusserst selten zu einem marxistisch-leninistischen, wissenschaftlich begründeten Standpunkt.

Obschon von der Schule her der Marxismus-Leninisums die einzige Philosophie ist, mit der die Studenten Bekanntschaft haben, werden sie in ihrem Denken, sobald wir sie sich selbst überlassen, oft auf andere Wege abgedrängt. Das ist gesetzmässig so, wenn wir «abwesend» sind, zumal die gegnerische Ideologie philosophisch bequemer ist und es kein Engagement erfordert, sie passiv aufzunehmen. Spontan — diese alte Leninsche Feststellung ist auch unter unseren Verhältnissen noch aktuell — entsteht einfach keine sozialistische, sondern bürgerliche, bei uns meist kleinbürgerliche Ideologie. In der letzten Zeit werden von einigen Studenten Werke von Existentialisten ge-

Prager Altstadt: Im hellen Giebelhaus in der Mitte wohnte Franz Kafka.

Fortsetzung von Seite 9

sow-Universität, passt nicht gut in die Stadt. Böse Zungen sagen daher, Warschau sei am schönsten von der Aussichtsterasse des Kulturpalastes, weil dies der einzige Ort sei, wo man Warschau ohne den Kulturpalast sehen könne.

Ein Ausflug zum Geburtshaus Chopins in Zelazowa Wola wird zu einem unvergesslichen Erlebnis. Im Park, einem Meisterwerk der Gartenarchitektur, lauschen wir dem Klavierspiel einer Musikstudentin. Sie spielt uns einige Melodien des grossen polnischen Komponisten. Die Polen sind sehr stolz auf «ihren» Chopin, der sich trotz französischer Abstammung immer als Pole gefühlt hat.

In Gesprächen mit polnischen Intellektuellen fällt es uns immer wieder auf, wie sehr die polnische Kultur nach Westeuropa orientiert ist. Als Zentrum der europäischen Kultur wird hier allgemein Frankreich betrachtet.

Südfrüchte in Prag

Bei Regenwetter fahren wir weiter nach Prag, der Hauptstadt Böhmens. Man sieht sofort, dass man sich in einer alten Kaiserstadt befindet. Prag ist überreich an mittelalterlichen Kunstdenkmälern. 1348 wurde hier die erste deutschsprachige Universität gegründet, womit Prag zum führenden geistigen Zentrum des deutschsprachigen Raumes wurde.

Links der Moldau wird das Stadtbild von der Prager Burg, dem Hradschin, beherrscht. Durch den Prager Fenstersturz wurde hier 1618 der dreissigjährige Krieg ausgelöst. Vom Hradschin gelangt man über die schöne Karlsbrücke in die Altstadt. Das Glockenspiel des Rathauses ist weitherum bekannt. Auf dem grossen Ringplatz beim Rathaus steht das Denkmal des Reformators Jan Hus.

Eine besondere Attraktion Prags bildet die «Laterna Magica». Film und Theater werden hier sehr geschickt zu einer Art Trickvorführung kombiniert.

Es fällt auf, dass man in der Tschechoslowakei die verschiedensten Südfrüchte kaufen kann, welche in den übrigen kommunistischen Staaten sehr schwer erhältlich sind. Die Tschechen verfügen über eine gute Maschinenindustrie und können sich daher leichter Devisen beschaffen, als andere kommunistische Länder. Der Lebensstandard ist hier bedeutend höher als in der Sowjetunion.

In Restaurants, Kaufhäusern und Unterhaltungslokalen kommen wir mit zahlreichen Tschechen ins Gespräch. Es ist sehr leicht festzustellen, dass die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung dem kommunistischen System nicht gerade positiv gesinnt ist. Man hat sich aber damit abgefunden, dass mit Revolte nichts zu ändern ist. Die Tschechen betrachten die Russen mit einem gewissen Hochmut als barbarisches und kulturell unterentwickeltes Volk.

Wenn wir einen Vergleich ziehen zwischen der Sowjetunion und den andern drei besuchten kommunistischen Ländern, so fällt in erster Linie die verschiedene Einstellung der Bevölkerung der Regierung gegenüber auf. In der UdSSR fiel uns keine nennenswerte Opposition gegen das kommunistische System auf. Die Jugendlichen zeigen einen bemerkenswerten Glauben an die Zukunft. In Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei trifft man jedoch sehr viele Leute, die der Regierung nicht gerade freundlich gesinnt sind. Diese Menschen empfinden es oft als grosse Wohltat, sich mit Leuten aus dem Westen aussprechen zu können. Ich glaube, es ist unsere Pflicht, den Kontakt mit ihnen aufrecht zu erhalten und auszubauen. ■

lesen. Diese Studenten, der Zahl nach wenige, bestimmen zuweilen die Diskussion, weil ihnen ihre Partner Ueberlegenheit zuerkennen. Obwohl der Eindruck der Ueberlegenheit meist nur daraus resultiert, dass ein Diskussionsteilnehmer einige Fragestellungen und Begriffe kennt, mit denen die anderen nichts anzufangen wissen — ein tieferes Verständnis verbirgt sich selten dahinter —, wird das Gespräch schnell einseitig. Genossen, die oft bis zu diesem Zeitpunkt nie ernsthaft über theoretische Fragen unserer Philosophie nachgedacht haben, werden unsicher. Ihr Wissen reicht meist nicht aus, um die Initiative an sich zu ziehen.

Wo sind die Ursachen? Wie können wir sie überwinden?

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man geneigt sein, einfach den vorhandenen Interessen nachzugehen, wie sie in Erscheinung treten, und daraus abzuleiten, dass eben der Existentialismus interessanter sei als der Marxismus. Tatsache ist aber zunächst nur, dass wir es nicht verstanden haben, diese meistens fachlich sehr guten Studenten von unserer Philosophie zu begeistern, ihr weltanschauliches Interesse mit der interessantesten Philosophie der Weltgeschichte ernsthaft zu konfrontieren. Es ist typisch und sehr bedauerlich, dass die meisten von ihnen von Marx selbst nichts oder fast nichts gelesen haben. Böser Wille und von vornherein vorhandene Voreingenommenheit spielen dabei nur eine geringe Rolle. Vielmehr verstehen wir es wahrscheinlich zu selten, unsere Philosophie so zu lehren, dass neben der Vermittlung der gesicherten Erkenntnis ständig die Aufforderung induziert wird, von dieser zuverlässigen Position aus immer wieder über die neuen Probleme nachzudenken. Auf dem Gebiet der Weltanschauung und Politik nimmt der Student — und nicht nur der Student — gerne für sich in Anspruch, seinen Standpunkt sich selbst erarbeitet zu haben. Und so soll es, so muss es sogar sein, anders wird man nicht Marxist, Kommunist. Dieses Bestreben ist aber eine schädliche Selbsttäuschung, wenn es nicht mit dem Willen gepaart ist, zu diesem Standpunkt in intensiver wissenschaftlicher Arbeit bei steter praktischer Bewährung der jeweils errungenen Einsichten zu gelangen.

Denn eine Weltanschauung kann man tatsächlich nur bedingt lehren. Sie muss wesentlich von jedem selbst erarbeitet werden, und die Lehre muss vielmehr dabei Anleitung, Führung sein. Sobald wir den Eindruck zulassen, das vermittelte Wissen sei der Marxismus, abgeschlossen und vollendet, haben wir unsere Philosophie kompromittiert. Der Student ist fertig mit dem Marxismus und sucht andere Wege. ■

Der Kommentar

«Die Revolution in Afrika beschleunigt sich von Tag zu Tag.» Das war die Ueberschrift eines Redaktionsartikels in der letzten Nummer von «The Voice of Africa», Monatszeitschrift des Amtes für afrikanische Angelegenheiten in Accra. Die Organisation stand dem ghanesischen Präsidenten Kwame Nkrumah zur Verfügung, der den offiziellen Titel «Osagyefo» trug, das heisst «der Erlöser». Nun scheint es, dass sich die Revolution nicht ganz in dem Sinne beschleunigt hat, der im erwähnten Aufsatz gemeint war. Das Amt für afrikanische Einheit hatte zum erklärten Ziel, die afrikanische Einheit zu fördern. Allerdings verstand es diese Förderung in erster Linie als propagandistische und subversive Aktivität gegen jene afrikanischen Regierungen, die es dem Nkrumahismus gegenüber an Sympathie fehlen liessen. was in der Sicht des «Osagyefo» ein Kapitalverbrechen darstellte.

Was ist — oder was war — der Nkrumahismus? Das erwähnte Büro in Accra bietet uns eine Antwort an: «Der Nkrumahismus hat Leben, Glauben und Lehre von Kwame Nkrumah zum Gegenstand.» Folgende Parallelen erläutern das: «Die Bibel erklärt Glauben, Grundsätze und Doktrinen des Christentums; der Koran erklärt die islamische Religion; die marxistische Philosophie behandelt die Philosophie von Karl Marx.» In diesem Fall wäre die Definition des Nkrumahismus den Werken von Nkrumah zu entnehmen. Allerdings sollen diese bis dahin nicht allzuviel an philosophischer Substanz geboten haben; immerhin wird man seine letzte Schrift, «Consciencism», um so besser gemäss ihrem geistigen Gehalt würdigen können, als sich der Autor nun vermehrt darauf stützen darf, um seine Lehre zu verbreiten, nachdem ihr der politische Apparat in seinem Lande nicht mehr zur Verfügung steht.

Wie er in Ghana praktiziert wurde, hatte der Nkrumahismus seine abstrusen Eigenschaften, die im Ausland vielleicht dazu verführen mochten, ihn als geradezu pittoresken Ausdruck einer ausserordentlichen Dünkelhaftigkeit zu verniedlichen. Aber so unschuldig war er denn doch nicht. Die Ausstrahlung des Nkrumahismus war erheblich, nicht zuletzt im Ausmass, als er Träger einer Kraft war, die erheblich virulenter ist als seine eigenen Gedanken: des Kommunismus. Die osteuropäische kommunistische Presse hat im Januar dieses Jahres besonderes Gewicht auf die Feststellung gelegt, dass Nkrumahs Bücher «die marxistisch-leninistische Anschauung als leitende Theorie seines Lebens und Werkes» zeigen. Namentlich seine Veröffentlichung «Neokolonialismus, das letzte Stadium des Imperialismus» wird als «hervorragende Anwendung der marxistisch-leninistischen Theorie» gewürdigt.

Nun ist diese ideologische Beglaubigung nicht unbedingt als bare Münze zu nehmen, gab es doch genügend Gründe der praktischen Politik für ein so günstiges Zeugnis. Es erfolgte ja gerade zu dem Zeitpunkt, als das kommunistisch gelenkte Weltjugendfestival nach Accra vergeben worden war. (Die Veranstaltung hätte letzten Sommer eigentlich in Algier stattfinden sollen, aber der Sturz Ben Bellas verhinderte die Durchführung. Accra wurde bestimmt, und Nkrumah wurde gestürzt. Man frägt sich beinahe, welcher Stadt man es anwünschen sollte, als nächster Tagungsort bestimmt zu werden.) Jedenfalls wollte Nkrumah seine ideologische Zugehörigkeit nicht allzu eindeutig verstanden wissen. «Ich bin ein Christ und ein marxistischer Sozialist», pflegte er von sich zu sagen, «und ich sehe keinen Widerspruch zwischen den beiden Dingen.»

Nur hat es Nkrumah daran fehlen lassen, seine Unabhängigkeit auch in der Praxis zu beweisen, wenn man auch darüber streiten mag, bis zu welchem Grad er sich als Werkzeug kommunistischer Mächte verwenden liess. Er hätte einen Augenblick der Entscheidung suchen können, um sich entweder der Rolle einer Marionette in einem kommunistischen Protektorat zu verschreiben, oder sich in Richtung auf nationale Selbständigkeit zu distanzieren.

Aber er hat die Wahl nie eindeutig getroffen. So ist er bis zu seiner Amtsentsetzung im Zwielicht gestanden: Als fragwürdige nationale und kontinentale Prophetengestalt einerseits, als geschobene Figur auf dem internationalen Schachbrett anderseits. Nkrumah wurde von der Bevölkerung immer mehr isoliert, wie auch er seine politischen Gegner isolierte: durch Gefängnis oder Tod. Man hatte ihn zum Präsidenten auf Lebzeiten gewählt, aber er hat seine Präsidentschaft überlebt. Aber haben auch politisch fähige Männer seine Präsidentschaft überlebt? Das ist die Frage, die sich jetzt dem Lande stellt. Ian Tickle

Die Zeitschrift «The Voice of Africa», Organ von Nkrumahs Büro für Afrikanische Angelegenheiten, veröffentlichte in ihrer letzten Ausgabe diese Karikatur. Unterdessen ist der Mann mit der Peitsche tatsächlich geschasst worden, aber er sah äusserlich ein bisschen anders aus als auf diesem Bilde